

# 6. Die marianische Frage

## a) 'Maximalisten' und 'Minimalisten' auf dem Konzil

Eine neue Auseinandersetzung brach in den ersten Oktobertagen aus, kaum dass man daran ging zu entscheiden, ob das Schema über die Allerseligste Jungfrau für sich diskutiert werden sollte oder als Bestandteil des Schemas über die Kirche. Die Diskussion enthüllte den Gegensatz zweier Richtungen, einer maximalistischen und einer minimalistischen. Die 'Maximalisten' waren die Fortsetzer der großen marianischen Bewegung des 20. Jh., die nach der Definition des Dogmas der Himmelfahrt Mariens die Proklamation eines neuen Dogmas seitens des Papstes und der auf dem Konzil versammelten Bischöfe wünschte: Maria als Mittlerin aller Gnaden.

Kein katholischer Theologe zweifelte damals an der Tatsache, dass Maria einen in gewisser Weise unmittelbaren und aktuellen Einfluss im Hinblick auf die Erlösung ausübte, d.h. bei der Austeilung der Gnaden an alle Einzelmenschen. Auf dem marianischen Kongress in Lourdes 1958 waren unter den Mariologen jedoch zwei Richtungen zu Tage getreten, eine maximalistische, die alle göttlichen Privilegien Mariens aus ihrer göttlichen Mutterschaft im Rahmen der hypostatischen Ordnung ableitete, und eine minimalistische, die zufolge der Mariologie ihre Grundlage im Parallelismus von Maria und der Kirche besaß. Die erste Richtung wurde 'christotypisch' bezeichnet, weil sie die enge Verbindung von Christus und seiner Mutter in dem einen Heilsgeschehen betonte. Aus dieser Vereinigung rühren die Miterlöserschaft und die Mittlerschaft Mariens her. Die zweite Richtung vertrat hingegen die Ansicht, dass die Rolle Mariens der Rolle der Kirche, welcher der erste Platz nach Christus zukomme und von der Maria nur ein Mitglied sei, untergeordnet sei. Ihre Privilegien wurden auf das Innere der christlichen Gemeinschaft beschränkt, deren 'Typus' und Modell sie war. Aus diesem Grund wurde die Richtung 'ekklesiotypisch' genannt.

Die 'Maximalisten' waren durch zwei starke Persönlichkeiten unter den Konzilsperiti vertreten: P. Carlo Baic, seit 1960 Präsident der Päpstlichen Internationalen Marianischen Akademie, und P. Gabriele Maria Roschini, Leiter des Marianum in Rom.

Carlo Balic, 1899 in Kroatien geboren, brachte den ruppigen Charakter seiner Heimat in die Debatte ein. Er lebte seit 1933 in Rom, als er zur Lehrtätigkeit ans Antonianum berufen worden war, wo er eine vielfältige Tätigkeit als Forscher, Herausgeber und vor allem Organisator mariologischer Kongresse entfaltete, zu denen auch jener anlässlich der Hundertjahrfeier in Lourdes (1958) gehörte, der eine Art „Generalprobe“ für die konziliare Auseinandersetzung zwischen ‚Maximalisten‘ und ‚Minimalisten‘ abgab. P. Congar, der dessen leidenschaftliche Mariologie nicht ertragen konnte, nannte ihn voller Verachtung in seinem Tagebuch einen „*dalmatischen Straßenhändler*“, „*Verkäufer von Socken und Hosenträgern*“, „*Jahrmarktgaukler*“, „*pure Leidenschaft*“.

Msgr. Antonio Piolanti erinnert sich im Gegensatz dazu an Balic als an einen „*titanenhaften Menschen, sozusagen gebaut über dem Abgrund der Kontraste einer gewaltigen Seele mit grenzenlosen Horizonten und ungeheuren Sehnsüchten. Man konnte in der kraftvollen vergeistigten Physiognomie dieses würdigen Sohnes des tapferen und edlen Kroatiens leiht eine Art coincidentia oppositorum erkennen: Herz eines Kindes, Impetus eines Hieronymus, Zärtlichkeit einer Mutter und gebieterisches Benehmen eines Söldnerführers, scharfe und durchdringende Intelligenz, feuriger und entschlossener Wille, großzügige Herzlichkeit und dantesker Stolz*“.

Roschini, Priester aus Viterbo, Mitglied der Diener Mariens, war ein Mann des Studiums wie des Glaubens und hatte wie Balic als Aktivposten gewichtige Abhandlungen und ein 1960 veröffentlichtes Dizinario di Mariologia (Marienlexikon) vorzuweisen, wohin er das Geheimnis Mariens in allen seinen Aspekten erkundete, also eine umfassende Bibliographie. Seinem Engagement verdankt sich die Gründung der Päpstlichen Theologischen Fakultät Marianum, die am 8. Dezember 1950 erfolgte. Seine außerordentliche fachwissenschaftliche, organisatorische und populärwissenschaftliche Tätigkeit bleibt in ihrer Gesamtheit noch zu erforschen.

Der Traum von Balic und Roschini, die Mittlerschaft Mariens verkünden zu lassen, zerplatzte in den Konzilshallen. Als P. Balic sich eines Tages gemeinsam mit Piolanti den wackeren Kampf auf dem Konzil zur Verteidigung der marianischen Privilegien nochmals in Erinnerung rief, sagte er ihm mit feuchten Augen und wie ein gebrochener Mann: „*Es ist genau hier, wo meine ganze Arbeit Schiffbruch erlitten hat!*“

Die Mehrzahl der Konzilsväter pflegte, wie die vota herausgestellt hatten, eine lebendige Marienfrömmigkeit und neigte den Thesen der ‚Maximalisten‘ zu. Die

mitteleuropäische Minderheit war jedoch von Aversion gegen einen „Mariano-Christianismus“, wie Congar ihn bezeichnete, geprägt. Am Abend des 22. September 1961 notierte Congar: *„Ich erkannte das Drama, das mich mein ganzes Leben begleitet hat: die Notwendigkeit, im Namen des Evangeliums und des apostolischen Glaubens gegen die Weiterentwicklung und –verbreitung einer mediterranen und irischen Mariologie zu kämpfen, die nicht aus der Offenbarung hervorgeht, doch eine Stütze in päpstlichen Texten besitzt.“*

Congar besaß die Unterstützung von Rahner, der auch des jungen Mariologen Rene Laurentin, des bedeutendsten Vertreters der ‚Minimalisten‘, dem er Is Verdienst zuschrieb, den „anti-maximalistischen Kampf“ auf dem Konzil eröffnet zu haben. *„Wir sagen uns gegenseitig, dass wir keine exzessive Opposition machen dürfen, um nicht das Risiko einzugehen, etwas Schlimmeres zu erreichen, als was wir vermeiden wollen.“*

## b) Man eröffnet die anti-maximalistische Offensive

Das Signal für die anti-maximalistische Offensive war die unmittelbar vor der zweiten Sitzungsperiode erfolgte Veröffentlichung des Buches *La question mariale* (Die mariologische Frage) von Laurentin, worin er die ‚marianische Bewegung‘ als „ein Problem“ darstellte. *„Ohne Zweifel ist die marianische Bewegung fruchtbar, glühend und blühend“*, schrieb Laurentin. *„Doch ist ihre Ausweitung nicht maßlos? Ihre Intensität nicht fieberkrank? Ihre spezialisierte Entwicklung nicht teilweise pathologisch?“* Die zeitgenössische Mariologie, durch *„eine maßlose Fülle an Schriften“* gekennzeichnet, habe nach Laurentin aufgrund ihres Eifers für die grenzenlose Erhöhung der Muttergottes eine *áprioristische‘* Tendenz gezeigt. Man müsste diese Tendenz ‚reinigen‘, um sie mit den Erfordernissen des Ökumenismus und der Neuen Theologie in Einklang zu bringen.

Die minimalistische Linie, die der französische Mariologe vorschlug, war – typisch heuchlerisch – die der ‚Dritten Partei‘: weder *„ein Christentum der Jungfrau, in dem sich der hl. Paulus nicht wiedererkennen würde“*, noch *„ein Christentum ohne die Jungfrau, das nicht mehr katholisch wäre“*. Dieser Ansatz fand die Sympathie der moderaten Kräfte und vor allem die Unterstützung der Medien, mit deren Mechanismen sich Laurentin, Theologe und Journalist, gut auskannte.

Laurentins Buch wurde von einem großen Mariologen, P. de Aldama, auf Drängen von P. Balic und P. Roschini, minutiös widerlegt. Roschini griff seinerseits mit dem Bändchen *La cosiddetta „questione mariana“* in die Auseinandersetzung ein.

P. de Aldama erwähnte als Kennzeichen der großen marianischen Renaissance des 20. Jh. Die zahlreichen religiösen männlichen und weiblichen Gemeinschaften, die unter dem Namen Mariens entstanden waren; die wiederholten Marienerscheinungen von Paris (1830 an die Hl. Katharina Labouré), La Salette (1846), Lourdes (1858), Philippsdorf (1858), Pontmain (1871), Fatima (1917), Beauraing (1932) und Banneux (1933) mit ihren Wallfahrtskirchen, Wallfahrten und Andachtsformen; die zahllosen Verlautbarungen römischer Päpste, echte Förderer der marianischen Bewegung. Pius XII. insbesondere sah in der ständig wachsenden Verehrung der Jungfrau seitens der Gläubigen *„das am meisten Mut machende Zeitzeichen“* und *„einen untrüglichen Prüfstein, um die wahren von den falschen Christen zu unterscheiden“*. Es ging also darum, auf einem bereits vorgezeichneten Weg weiterzugehen.

Roschini verglich die Versuche, den Aufschwung der marianischen Bewegung zu „hemmen“, mit den *Monita salutaria* (1673) des deutschen Rechtsgelehrten Adam Widenfeldt (1618-1678), der dreihundert Jahre zuvor die Marienverehrung seiner Zeit angegriffen hatte. *„Die Geschichte hat ihre wiederkehrenden Momente. Nach dreihundert Jahren eine neue, zweifellos überzogene Reaktion gegen die marianische Bewegung, gegen die Mariologie von heute und gegen den Marienkult...“*. Seiner Ansicht nach konnte man nicht von einer maximalistischen Richtung sprechen; *„man kann dagegen mit sachlichem Fundament von einer minimalistischen Richtung sprechen, die die Lehre des ordentlichen Lehramtes komplett übergeht und absolute Wahrheiten nicht nur leugnet oder in Zweifel zieht, sondern sogar bis an den Punkt vorgestoßen ist, dem Glauben an die göttliche Mutterschaft ‘vorzuziehen’, um die allerheiligste Maria schließlich mit der Kirche zu identifizieren, und sie damit auf das Niveau aller anderen Glieder des mystischen Leibes Christi herabzusetzen, als prima inter pares“*.

Die Minimalisten genossen die Unterstützung von Johannes XXIII., der 1954, sechs Monate vor der Enzyklika *Ad Coeli Regnam* von Pius XII., mit der das Fest ‘Maria Königin’ eingesetzt wurde, seine *„bekannte Unentschlossenheit“* angesichts eines neuen Festes der ‘Maria Königin’ gezeigt hatte *„in der Furcht vor einer schweren Beeinträchtigung des erfolgreichen apostolischen Wirkens*

*hinsichtlich der Wiederherstellung der Einheit der heiligen katholischen Kirche in der Welt*“. Dies erklärt die Bereitschaft von Papst Roncalli, die Anliegen der ‘Minimalisten’ zu übernehmen, warfen diese doch den ‘Maximalisten’ vor, dem Ökumenismus zu schaden. Auch Paul VI. wird diese minimalistische Linie vertreten. In seinem letzten Interview während der Arbeiten der Vorbereitungskommission, das am 20. Juni 1962 stattfand, machte er zusammen mit Kardinal Lienert Front gegen den Vorschlag, der Jungfrau den Titel ‘Mittlerin’ zu verleihen, den er als „*inopportun und sogar schädlich*“ bezeichnete. P. Bevilacqua vertraute Msgr. Helder Câmara an: „*Jedes Mal, wenn ich ein gutes Buch sehe, wie die Question mariale von René Lurentin oder auch die Bücher über das Konzil von Hans Küng, lenke ich die Aufmerksamkeit des Papstes darauf. Er schätzt Rahner und Häring sehr. Ich auch.*“ „*Die Hochburg der Reaktion*“, notierte seinerseits Msgr. Helder Câmara, „*verwandelt sich nach und nach.*“

Im Januar 1963, nach Abschluss der ersten Sitzungsperiode, entschied die Koordinierungskommission des Konzils, dass das Schema über die Allerseligste Jungfrau Maria, Mutter der Kirche, unabhängig vom Schema De Ecclesia behandelt werden sollte. „*Zweifellos*“, gibt Komonchak zu, „*entsprach das Schema De Beata Maria Virgine, selbst in dem Teil über ihre Mittlerrolle, den Erwartungen und Wünschen einer sehr großen Zahl von Bischöfen, wie in den vorbereitenden Vota zum Ausdruck kam.*“

Das Schema constitutionis dogmaticae de ‘Maria Mater Ecclesiae’ wurde während des Maimonats an die Väter verteilt. Weder die Entscheidung noch der von der Kommission approbierte Text gefielen P. Rahner, der in einem schriftlichen Kommentar an alle Teilnehmer der Fuldaer Konferenz vom August 1963 seine tiefen Sorgen hinsichtlich des Dokumentes zum Ausdruck brachte, die, wie er versicherte, von den Patres Grillmeier und Semmelroth geteilt würden. Wenn der Text angenommen würde, so behauptete er, „*würde sich daraus vom ökumenischen Gesichtspunkt aus unvorstellbarer Schaden ergeben sowohl in Bezug auf die Ostkirchen als auf die Protestanten*“. Gewiss konnte man, so fügte er hinzu, das Schema nicht so wie das Schema über die Quellen der Offenbarung durchfallen lassen. Um sein Gewicht zu verringern, sollte man jedoch mit aller Beharrlichkeit Druck machen, dass aus dem Schema ein Kapitel oder der Epilog des Schemas über die Kirche werde. Dies wäre seiner Ansicht nach „*der leichteste Weg, aus dem Schema Aufstellungen zu tilgen, die theologisch nicht genügend entwickelt sind und vom ökumenischen Gesichtspunkt aus nur unabsehbaren Schaden stiften könnten. Es würde auch bittere Diskussionen verhindern*“.

Der Punkt, den Rahner in den Schriften am stärksten angriff, war die Lehre über die Mittlerschaft der Allerseligsten Jungfrau Maria, genauer der ihr verliehene Titel 'Mittlerin aller Gnaden'. Diese Lehre, die im Schema nicht als Glaubensdogma, sondern als allgemeine Lehre der Kirche vorgelegt wurde, lehnte Rahner wegen der negativen Folgen ab, die sie seiner Meinung nach auf die Mariologie und die Marienverehrung der Gläubigen haben könnte. Die Protestanten leugneten in der Tat jegliche formelle Mitwirkung Mariens bei der Erlösung und verabscheuten die Begriffe 'Mittlerin' und mehr noch 'Miterlöserin'. Er schloss mit der Vorgabe, dass die Bischöfe Österreichs, Deutschlands und der Schweiz in der Pflicht stünden, für eine offene Ablehnung des Schemas in seiner jetzigen Formulierung einzutreten.

Die Fuldaer Konferenz nahm die Empfehlungen Rahners an, doch beim Punkt der Mittlerschaft Mariens beschränkte sie sich darauf, den Ausdruck 'Mittlerin aller Gnaden' zu kritisieren. Der Vorschlag, den die Fuldaer Väter dem Generalsekretariat des Konzils offiziell unterbreiteten, führte auch protestantische Quellen an; so erwähnte er, dass der deutsche lutherische Bischof Dibelius 1962 erklärt hatte, die Lehre der katholischen Kirche über Maria stelle eines der größten Hindernisse für die ökumenische Einigung dar. Anderen protestantischen deutschen Autoren zufolge sollten die Konzilsväter daran denken, dass sie im Falle einer Approbation eines Schemas über Maria eine neue Trennwand aufrichten würden; sie sollten daher über das Thema Schweigen bewahren oder sich auf die Reihen derer berufen, die Schuld hinsichtlich Exzessen eingestanden.

### c) Der Erfolg der 'Minimalisten'

Am Tag der Eröffnung der Debatte, dem 30. September 1963, verlangten die 'Minimalisten' durch den Mund von Kard. Frings sogleich, alles, was die Allerseligste Jungfrau Maria betraf, in das Kirchenschema zu integrieren, um den ökumenischen Dialog mit den getrennten Brüdern zu erleichtern. Am folgenden Tag vertrat auch Kard. Silva Henriquez die Ansicht, dass die Verehrung der Jungfrau Maria in Lateinamerika die Grenze der christlichen Frömmigkeit übersteige und dass die Approbation eines Schemas über die Gottesmutter die Lage nur erschweren würde. Er unterstütze folglich, im Namen der 44 Bischöfe aus den Ländern Lateinamerikas, den Vorschlag von Kard. Frings. Eine ähnliche Erklärung gab am selben Morgen Msgr. Garrone, Erzbischof von Toulouse, im

Namen „zahlreicher französischer Bischöfe“ ab, ebenso Msgr. Elchinger und Msgr. Méndez Arceo.

Zugunsten des Vorschlags von Kard. Frings intervenierte am 4. Oktober die Hierarchie von England und Wales, während am selben Tag ein von den Servitenpatres verfasster Text an die Väter verteilt wurde, worin man die Empfehlung aussprach, neben dem Titel 'Mittlerin' für Maria auch den Titel 'Miterlöserin' zu verwenden. P. Balic', Experte der Theologischen Kommission, verbreitete seinerseits ein Dokument, worin er die Gründe darlegte, warum man das Schema über die Allerseligste Jungfrau Maria von dem Schema über die Kirche getrennt halten sollte. Auch Kard. Arriba y Castro, Erzbischof von Tarragona, ergriff im Namen von 60 spanischen Bischöfen das Wort und erklärte, dass es angesichts der Bedeutung der Mutter Gottes in der Ökonomie der Erlösung entgegen dem, was bis dahin vertreten worden war, ein separates Schema über die Allerseligste Jungfrau Maria vorzuziehen sei.

Die Diskussion ging mit Interventionen gegensätzlicher Tendenz weiter. Am 24. Oktober verkündeten die Kardinalmoderatoren, angesichts der großen Zahl von Vätern, die den Einschluss des Schemas über die Allerseligste Jungfrau Maria in das Schema über die Kirche verlangt hätten, habe der Heilige Vater die Lehrkommission damit beauftragt, zwei ihrer Mitglieder für die Darlegung der verschiedenen Positionen auszuwählen. Die Kommission bestimmte Kard. Rufino Santos von Manila als Anwalt des separaten Schemas und Kard. Franz König von Wien als Befürworter des Einschlusses. Die zwei Konzilsväter legten ihre gegensätzlichen Thesen am 24. Oktober in der Aula dar.

Der Erzbischof von Manila trug zehn Argumente zugunsten eines separaten Schemas vor; er äußerte sich dahingehend, dass die Mutter Gottes das erste und führende Mitglied der Kirche ist, doch gleichzeitig über der Kirche steht, und nach der Ansicht des hl. Bernhard „stat intra Christum et Ecclesiam“<sup>4</sup>. Die Gläubigen – fügte er hinzu – hätten den Einschluss von De Beata in De Ecclesia als Zeichen für eine Einschränkung der Marienverehrung aufgefasst. König vertrat dagegen die Ansicht, die Gläubigen müssten ihre Marienverehrung 'reinigen', um eine Anhänglichkeit an Sekundäres und Akzidentelles zu vermeiden, und vor allem, um die Sache des Ökumenismus nicht zu gefährden. Die Texte mit den Reaktionen der zwei Kardinäle wurden am 25. Oktober verteilt. Die 'ekklesiotypische' Konzeption der 'Minimalisten' zielte darauf ab, die Rolle der Allerseligsten Jungfrau zu relativieren, indem man sie nicht in Bezug zu ihrem göttlichen Sohn sah, sondern zu den gewöhnlichen Gläubigen der Kirche. Sie stellte die traditionelle Konzeption auf den Kopf, die Maria immer als

Vorbild, nicht als Zeichen der Kirche betrachtet hat. Tatsächlich ist *„das Zeichen geringwertiger als das Bezeichnete, da es seinen Effekt darstellt, während das Vorbild seinem Bild überlegen ist und seine Ursache darstellt. Also ist es eher die Kirche, die Bild und Zeichen der Jungfrau ist.“*

Am 29. Oktober wurde folgende Frage zur Abstimmung vorgelegt: *„Gefällt es den Konzilsvätern, dass das Schema über die Allerseligste Jungfrau Maria, Mutter der Kirche, derart revidiert wird, dass es das VI. Kapitel des Schemas über die Kirche wird?“* Als Resultat der Abstimmung ergaben sich 1114 Stimmen dafür, 1074 Stimmen dagegen. Die Versammlung fand sich zum ersten Mal in zwei Teile gespalten mit einem Unterschied von nur 40 Stimmen; diese Teilung entsprach den zwei gegensätzlichen theologischen Sichtweisen und bezeichnete, wenn auch nur geringfügig, den Sieg der 'Minimalisten'.

Der Erfolg der Progressisten beruhte Melissa Wilde zufolge nicht so sehr auf ihre Stärke, als vielmehr auf der Schwäche der Konservativen, die noch keine Organisationsform gefunden hatten. Trotz der individuellen Stärke mancher unter ihnen, wie eines Paters Balic', fehlte es an einer koordinierten und systematischen Vorgehensweise. *„Als das Konzil über Maria abstimmte, fanden die führenden Persönlichkeiten des CIP (Coetus Internationalis Patrum) sich gerade zusammen und hatten noch keine ernsthafte Organisation aufgebaut. Es war in der Tat die Niederlage beim marianischen Schema zusammen mit der 'desaströsen' Abstimmung über die Kollegialität am folgenden Tag, die den Konservativen wahrscheinlich den Antrieb gab, sich zu organisieren... Der Augenschein zeigt, dass sie im Hinblick auf das marianische Schema wahrscheinlich viel mehr hätten tun können, wenn sie sich auf dem Konzil besser und von vornherein organisiert hätten.“*

**Q:** Das Zweite Vatikanische Konzil – Roberto de Mattei – ISBN:978-3-932691-98-0